Gottesdienst vom 28. Januar 2024

Text: Lukas, 10, 25 – 37

Thema: In wessen Dienst stehen wir?

Pfarrer Jürg Wildermuth

Gottesdienst zu meiner Verabschiedung aus dem Dienst als Feldprediger

Die Geschichte vom barmherzigen Samaritaner nach Lukas 10, 25 – 37

25 Da stand ein Gesetzeslehrer auf und sagte, um ihn auf die Probe zu stellen: Meister, was muss ich tun, damit ich ewiges Leben erbe? 26 Er sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du da? 27 Der antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit all deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst. 28 Er sagte zu ihm: Recht hast du; tu das, und du wirst leben. 29 Der aber wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster? 30 Jesus gab ihm zur Antwort: Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus, schlugen ihn nieder, machten sich davon und liessen ihn halb tot liegen. 31 Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab, sah ihn und ging vorüber. 32 Auch ein Levit, der an den Ort kam, sah ihn und ging vorüber. 33 Ein Samaritaner aber, der unterwegs war, kam vorbei, sah ihn und fühlte Mitleid. 34 Und er ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm. Dann hob er ihn auf sein Reittier und brachte ihn in ein Wirtshaus und sorgte für ihn. 35 Am andern Morgen zog er zwei Denare hervor und gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn! Und was du darüber hinaus aufwendest, werde ich dir erstatten, wenn ich wieder vorbeikomme. 36 Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem, der unter die Räuber fiel, der Nächste geworden? 37 Der sagte: Derjenige, der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat. Da sagte Jesus zu ihm: Geh auch du und handle ebenso.

Predigt

Jahr um Jahr, liebe Gemeinde, pilgere ich mit Jugendlichen aus Oberwinterthur, früher auch mit Schülern oder Konfirmanden aus Schlieren nach Zürich-Wiedikon, in den Friedhof Sihlfeld und darin vor allem zur Grabstätte von Henry Dunant. Er ist der Initiator der weltweiten Rotkreuzbewegung, seit 1876, seit dem serbisch-osmanischen Krieg, gehört auch der rote Halbmond dazu. Henry Dunant starb am 30. Oktober 1910. Seine Asche wurde auf seinen Wunsch unscheinbar im alten Friedhof Sihlfeld in einer Urnennische beigesetzt. 1931 wurde seine Asche unter einem speziellen Bau im neuen Teil des Friedhofs beigesetzt. Nationale Spenden machten es möglich, dem Urheber der ersten Genfer Konvention und Gründer der wohl bekanntesten humanitären Bewegung eine würdige Grabstätte zu gestalten. Seine Grabstätte ist ausgestaltet mit einer Skulptur des barmherzigen Samariters, der den Verwundeten, der unter die Räuber gefallen ist, unterstützt und ihm aus einer Schale zu trinken gibt. Es ist

dies eine Hommage an den Samariter von Solferino, den reisenden Genfer Geschäftsmann Dunant, der am 24. Juni 1859 in der Lombardei an die erschütternden Überbleibsel der Schlacht von Solferino gerät, Überbleibsel aus dem Krieg zwischen Österreich, Frankreich und Italien. Was Dunant in Solferino zu sehen bekommt, übersteigt das Vorstellungsvermögen des wohlbehüteten Genfer Bürgers. Er tut, was das Herz ihm gebietet, und wird mit der spontanen Mithilfe von Ortsansässigen den verwundeten und sterbenden Soldaten aller Armeen zum Nächsten, indem er ihre Wunden versorgt, so gut es geht, sie in nahegelegenen Kirchen birgt und sie pflegt. Mehr noch: er spricht mit den oft noch sehr jungen Männern und sorgt darum, dass die Sterbenden noch einen letzten Gruss an ihre Angehörigen und Verlobten nach Hause schreiben können – eine Tätigkeit, die das IKRK noch heute in Kriegsgebieten pflegt in Form von Kurznachrichten aus Krieg und Kriegsgefangenschaft an die, die zu Hause im Ungewissen über ihre Angehörigen sind. Nicht nur physische Wunden wollen gepflegt sein, sondern auch seelische. Und da ist diese Grusskarten-Aktion ein erster Schritt dazu, jedenfalls wenn es um die aufgewühlten Seelen der Angehörigen geht.

In seiner Schrift von 1862 «Eine Erinnerung an Solferino » hat Henry Dunant seine Erlebnisse beschrieben, verarbeitet und die Ergebnisse seiner weiteren Recherchen zu diesem Schlachtgeschehen dargestellt. Am Schluss seiner Schrift schlägt Dunant den hohen kriegsführenden Parteien vor, einen Kongress zu veranstalten, um eine «internationale, rechtsverbindliche und allgemein hochgehaltene Übereinkunft zu treffen, die, wenn sie erst festgelegt und unterzeichnet ist, als Grundlage dienen könnte zur Gründung von Hilfsgesellschaften für Verwundete in den verschiedenen Ländern Europas.»¹ Zwei Jahre später, 1864, kommt auf Initiative eines Komitees, zu dem neben Henry Dunant noch General Henry Dufour, Juristen und ein Arzt gehören, tatsächlich eine erste diplomatische Konferenz zustande, wo die erste Genfer Konvention zum Schutz der Kriegsversehrten, ihrer Helfer und der Feldlazarette und Spitäler unterzeichnet wird, ein grosser Erfolg für den Samariter von Solferino.

Doch nicht nur physische Wunden wollen versorgt sein, sondern auch seelische. Das scheint mir der barmherzige Samariter gewusst zu haben, wenn ich höre, dass er im Wirtshaus bis zum nächsten Tag für den unter die Räuber gefallenen sorgte. Jesus, der Erzähler dieser Geschichte jedenfalls, wusste um die Folgen seelischer Verletzungen: viele Heilungsgeschichten in den Evangelien wissen um die Spuren der Gewalt, um Dämonen, welche die Herrschaft im Seelenhaus ihrer Opfer übernommen haben: Spuren traumatischer Erfahrung durch Krieg und Gewalt. Heute spricht man in unseren Breitengraden von Posttraumatischen Belastungsstörungen. Mir sind diese Zusammenhänge in der Gemeindegemeinschaft, im Unterricht, aber auch im Dienst in der Armee wichtig geworden: Kein Konfirmationsjahrgang vergeht, ohne dass wir Henry Dunant streifen,

Dämonenaustreibungen aus der Bibel zu verstehen versuchen und mit modernen Widerfahrnissen vergleichen. Und regelmässig habe ich in der Feldpredigertheorie, wie das früher einmal hiess, auf den Passus im Reglement für den Dienst der Armeeseelsorge von 2004 genommen, der besagt, dass der Armeeseelsorger sich dafür einsetzt, «dass die Genfer und Haager Abkommen sowie die Grundsätze des Kriegsvölkerrechts eingehalten werden.»²

Vor wenigen Jahren, anlässlich eines Dienstrapportes, wurde ich zu meinem Erstaunen darüber aufgeklärt, dass dieser Artikel in diesem Reglement nicht mehr in Kraft stehe. Nun, ich verstehe, dass Theologen und Gemeindepfarrämter, die als Milizoffiziere Dienst in der Armeeseelsorge leisten, nicht auch noch Experten für Völkerrecht im Allgemeinen und für das humanitäre Völkerrecht im Besonderen sein können. Dafür gibt es Spezialisten. Trotzdem hat mich dieser Sachverhalt nicht mehr losgelassen und so erlaube ich mir die Narrenfreiheit, anlässlich dieser meiner letzten Feldpredigertheorie eine Lanze für den Zusammenhang von Seelsorge und der Wirksamkeit des humanitären Völkerrechtes brechen. Gewiss, man darf nicht erwarten, dass Seelsorger und auch Seelsorgerinnen aus den Gemeinden bei ihren Hausbesuchen in Kasernen und Felddbesuchen unter freiem Himmel noch als juristische Fachpersonen auftreten und Rekruten und Vorgesetzte über Dinge belehren, von denen sie selbst nicht viel verstehen. Trotzdem war es mir stets ein Anliegen, Verständnis zu wecken für die Entstehung der weltweiten Rotkreuz- und Rothalbmond-bewegung, zu motivieren, sich mit der Materie des humanitären Völkerrechtes zu befassen, mit einfachen Beispielen den Sinn des Ganzen zugänglich zu machen. Doch das ist nur eine Seite der Medaille: Auf der anderen Seite steht die Tatsache, dass Gewalt neue Gewalt erzeugt, dass Konflikte eskalieren, dass die menschliche Seele von Kräften überwältigt wird, die sie selber nur noch schlecht kontrollieren kann. Verletzte Seelen können sowohl in Apathie verfallen als auch zum Blutrausch getrieben werden. Der geschlossene Korpsgeist einer Truppe kann sich so weit verfestigen, dass er in allem Fremden nur noch den Feind sieht, den es zu bekämpfen gilt, koste es, was es wolle.

Seelsorge hat die Aufgabe, die aufgewühlten Seelen wieder zur Ruhe zu bringen, einen relativen Aussenblick in den Korpsgeist zu bringen, daran zu erinnern, dass es elementare Regeln des Umgangs gibt mit denen, die verletzt oder verwundet oder sonst nicht mehr handlungsfähig sind. Diesen Geist muss man pflegen, bevor die Hitze im Kessel steigt. Als Vertreter der seelsorgerlichen Zunft muss man sich das Vertrauen derer erarbeiten, die das staatliche Gewaltmonopol besitzen und es gegebenenfalls auch ausüben, bevor es in einer heissen Situation zur Anwendung kommt. Gewiss, auch da gibt es Spezialisten der Psychiatrie, die das fachlich gewiss besser können. Aber bevor der Spezialist zum Einsatz kommt, geht doch der Weg über den geistlichen Hausarzt, der die Verantwortlichen aller Stufen daran erinnert, was nötig ist, damit die elementarsten Regeln der Mit-menschlichkeit auch in Situationen eskalierender Gewalt nicht vergessen gehen.

Vor allem gehört die Pflege vertrauensvoller Beziehungen dazu, damit in der Hitze des Gefechts auf die Stimme des Seelenhirten gehört wird, und wenn Solferino vorbei ist, jemand sich um die aufgewühlten Seelen kümmert, damit aus Feinden wieder Menschen werden. Dazu braucht es den relativen Aussenblick des Hirten, der zwar dazugehört, aber nicht im Korpsgeist der Truppe gefangen ist. Im Stillen hoffe ich mir, dass mit dieser Kompetenz die Sorge um die Seelen von Menschen in Konfliktsituationen auch ein ganz klein wenig Voraussetzungen schaffen, dass danach, wenn es dann einmal ein danach gibt, Verständigung, ja vielleicht gar Versöhnung zwischen Feinden möglich wird.

¹ Henry Dunant, Eine Erinnerung an Solferino, Jubiläumsausgabe 1988, S. 78

² Reglement für den Dienst der Armeeseelsorge, 68.1, 2004, Art 20